

Berggeist.

Beilage zur „Oraviczaer Zeitung.“

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

Nr. 3.

Oravicza, den 17. Februar 1895.

1. Jahrgang.

Natalie.

Roman v. B. Corcny.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Der alte Mann athmete tief auf. Seine matten Augen glänzten vor Schadenfreude und ein höhnisches Lächeln zuckte um die wellen, dünnen Lippen. Diese Zeichen innerer Befriedigung schwanden aber bald wieder, denn nun trat die Frage an ihn heran: wo er jenen Brief verbergen sollte, damit er nicht etwa in Nataliens Hände falle. Weder im Schreibtisch noch im Geldschrank schien er ihm sicher genug verwahrt. — Alföld stützte den Kopf in beide Hände und sann nach. Was beginnen? — Sein Gesundheitszustand erlaubte ihm nicht, aus dem Hause zu gehen. Der Notar hätte gerufen werden können, aber das würde aufgefallen sein. Einen Augenblick dachte er daran, das Schreiben hinzuschicken, doch er hegte Zweifel an der Verschwiegenheit seiner Diener, welche, wie er wußte, treu zu Natalie hielten. Ein Versteck war ihm allerdings bekannt, wo der Brief unentdeckt bleiben würde — dort könnte ihn aber auch Niemand finden zu rechter Zeit.

— — Endlich ein rettender Gedanke! Der Wucherer erinnerte sich eines Mannes, der nur wenige Meilen entfernt wohnte und ihm noch eine nicht unbeträchtliche Summe schuldete, die er bisher vergebens einzutreiben versucht hatte. Dieser, Paul

Alföld begab sich jetzt mit dem Schreiben in sein ungemüthliches, finsternes Schlafzimmer und gebrauchte diesmal die Vorsicht, den Riegel vorzuschieben. Ziemlich lange verweilte er dort und als er wieder heraus trat, schien seine gebrechliche Gestalt noch hinfälliger als sonst. Wie von schwerer ungewohnter Arbeit erschöpft, sank er in einen Stuhl und schloß die Augen vor Ermüdung. Er mußte aber nun, daß sein Geheimniß bis zum Eintreffen Karl Weidners vor Entdeckung geschützt war.

Wenige Minuten später kehrte Natalie zurück. Sie mußte sehr eilig gegangen sein. Die matte Blässe war einem feinen Karminroth gewichen. Sie athmete schnell und ihre Brust wogte heftig.

„Verzeihen Sie mein langes Ausbleiben,“ wandte sie sich an den alten Mann, „ich würde längst wieder hier sein, doch die Mutter sandte nach mir.“

Sie ist erkrankt. Als ich bereits mehrere Straßen vom Hause entfernt war, kam mir unsere alte

Räthe entgegen. Sie sollte mich holen. Gern hätte ich erst um Ihre Erlaubniß nachgesucht, würde aber dann mehr Zeit verloren haben. Hoffentlich zürnen Sie mir nicht, daß ich mich verspätete. Es wird gewiß nicht wieder geschehen.“



Natalie. Er diktierte nun mit ziemlich fester Stimme.

Weidner, sollte und mußte ihm behilflich sein. Es würde nicht schwer halten, den Hartbedrängten zum Zwecke einer Unterredung nach H . . . zu berufen. Bis zu seiner Ankunft konnte der Brief an sicherer Stelle verborgen werden.

„Ich gestatte Ihnen, die Kranke zu besuchen,“ erwiderte Alföld mürrisch, „wünsche aber die Stunde selbst zu bestimmen. Ich werde Ihnen sagen, wann ich Sie am besten entbehren kann. Gegenwärtig vermitte ich Sie übrigens nicht, denn mir ging eine Angelegenheit im Kopfe herum, die endlich erledigt werden muß. In dem benachbarten G . . . befindet sich einer meiner Schuldner, ein gewisser Paul Weidner, der zu den schlechtesten Zahlern gehört, die mir jemals vorgekommen sind. Ich könnte ihn verklagen, aber das ist auch weitläufig und hat zuweilen unangenehme Folgen. Mein Geld will und muß ich jedoch unter allen Umständen eintreiben. Eine mündliche Besprechung dürfte am zweckmäßigsten sein. Wäre ich nicht so elend, so führe ich nach G . . . hinüber, doch eine solche Anstrengung darf ich mir nicht anmuthen. Weidner soll also zu mir kommen. Ich möchte an ihn schreiben, fühle mich aber zu erschöpft. Sehen Sie nur, wie meine Hand zittert! Ich werde kaum im Stande sein, die Feder zu halten.“

„Das ist ja auch gar nicht nöthig,“ beeilte sie sich ihn zu beruhigen. „Wenn Sie die Güte haben wollen, mir zu diktieren —“

„Ja, ja!“ stimmte er bei. „Sie sind doch außerordentlich klug und wissen immer Rath!“

Diese Worte hatten einen etwas ironischen Beigeschmack. Natalie wandte rasch den Kopf, aber der Alte spielte bereits wieder mit den Quasten seines Schlafrockes und sah mit leerem, ausdruckslosem Blicke vor sich hin. Mehrere Minuten vergingen, während welcher seine Gesichtszüge immer schlaffer wurden. Endlich schlossen sich die Augenlider.

„Was soll ich schreiben?“ fragte nach einer Weile das Mädchen.

Er schrak zusammen und fuhr empor.

„Ja, ja, ja!“ rief er mit blödem Lachen. „Ich weiß — ich weiß! Wir sprachen eben von — von — — ja, von was sprachen wir denn eigentlich?“

„Von Paul Weidner, der Ihnen Geld schuldet.“

„Ja, so! — Ganz richtig!“ Alföld fuhr sich mehrmals mit der Hand über die Stirne. Die momentane Gedächtnißschwäche schwand, und er diktierte nun mit fester Stimme:

„Ich erwarte Sie bestimmt morgen Nachmittag um 5 Uhr in meiner Wohnung, einer wichtigen Besprechung wegen. Sollten Sie sich nicht einfinden, so würde ich mich gezwungen sehen, Ihnen einen gerichtlichen Zahlungsbefehl zugehen zu lassen. Vielleicht könnte aber durch die in Rede stehende Zusammenkunft eine friedliche Einigung erzielt werden.“

Nachdem er die wenigen Zeilen durchgelesen hatte, unterzeichnete er seinen Namen, schrieb selbst die Adresse und beauftragte Bernhard, den Brief sogleich zu befördern. Natalie schöpfte nicht den geringsten Verdacht.

An dem folgenden Tage empfand Alföld eine Unruhe, die er nicht ganz zu verber-

gen vermochte. Von Stunde zu Stunde wuchs seine Aufregung.

Als nur noch wenige Minuten an fünf Uhr fehlten, sagte Alföld zu Natalie:

„Wenn Sie nun ihre Mutter besuchen wollen, habe ich nichts dagegen. Weidner wird ohne Zweifel kommen und unsere Unterredung dürfte sich ziemlich lang ausdehnen. Er hat einst bessere Tage gesehen, und seine Frau die früher Choristin an einem großen Theater und eine gefeierte Schönheit war, besitzt vielleicht noch manches werthvolle Schmuckstück. Daran hätte er freilich kein Recht, möglicherweise kann er sie aber doch zur Herausgabe bewegen, da ließe sich dann immer noch ein Geschäft machen. Doch das will ausführlich besprochen sein. Ich gebe Ihnen also zwei Stunden Urlaub. Sie brauchen vor sieben Uhr nicht nach Hause zu kommen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar!“ erwiderte sie. Es war ihr zumuthe wie einem Vogel, dem man die Thüre seines Käfigs öffnet.

Alföld hatte sich seinen Plan vollständig zurecht gelegt. Er wollte den so sorgfältig verborgenen Brief durch Weidner zu dem Notar Dr. Förster schicken, der ja überhaupt seit vielen Jahren sein Sachwalter und auch der Einzige war, welcher die Höhe seines Reichthums kannte. In dem Sekretär des Wucherers befand sich eine lange Liste jener Werthpapiere, die er, theils aus Furcht, bestohlen zu werden und theils um das Geheimniß seiner Wohlhabenheit so viel als möglich zu wahren, dem Advolaten gegen eine von diesem ausgestellte und mit dem Notariatsstempel versehene Quittung übergeben hatte. Förster plazierte diese Gelder höchst vortheilhaft, kassierte die Zinsen ein, kaufte Obligationen ein, legte seinem Klienten regelmäßig Rechnung ab und zahlte ihm, seinem Wunsche gemäß, halbjährlich eine sehr bescheidene Summe aus, die gerade für den lärglichen Hausstand reichte, während der weitaus größte Theil der Einkünfte wieder in Staatspapieren angelegt wurde. In früherer Zeit waren von Alföld allerdings oft bedeutende Beträge erhoben worden, doch seitdem er sich krankheits halber fast ganz von den Geschäften zurückgezogen hatte, kam das nie mehr vor. Den Händen dieses verlässlichen Mannes sollte nun auch das Schreiben anvertraut werden, durch welches der Wucherer sich grausam an Natalie Voltmar zu rächen hoffte. Einen Augenblick dachte er auch daran, dem Advolaten seine Befürchtungen mitzutheilen und ihn zu bitten, er möge sich seiner annehmen. Diesen Plan verwarf er jedoch gleich wieder. Förster hatte ihm mehr als einmal ernstlich zugeredet, ein Zimmer in dem kleinen Hause zu beziehen, welches seine Schwester, die Kanzleirätthin Alpen bewohnte, oder sich in die Pflege eines tüchtigen Arztes zu begeben, jedenfalls aber das düstere, gefängnißartige Gebäude zu verlassen. Der Gedanke an eine fortwährende Ueberwachung schien jedoch Alföld entsetzlicher, als alle anderen Gefahren, von denen er sich bedroht glaubte.

Der erwartete Schuldner war pünktlich. Genau zur bezeichneten Stunde stand er vor der stets sorgfältig verschlossenen Thüre und klingelte. Bernhard, auf sein Kommen vorbereitet, ließ ihn sofort eintreten und geleitete ihn zu Alföld.

Weidner, ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, war früher Kaufmann gewesen, hatte aber sein Vermögen durch mißglückte Spekulationen verloren und war endlich wegen betrügerischen Bankrotts in Anlagenzustand versetzt worden. Seitdem er sich wieder auf freiem Fuße befand, sagte man ihm nach, daß er sich mit allerlei dunklen Geschäften befaße. Auch seiner Frau begegnete man mit Mißtrauen, obgleich man nicht in Abrede stellen konnte, daß sie Alles versuchte, um sich ehrlich durch das Leben zu schlagen. Sie hatte erst einen Unterrichts-Kursus für Anfertigung künstlicher Blumen eröffnet; als sich aber die Betheiligung als zu gering erwies, Stickereien und sonstige Handarbeiten zum Verkaufe angeboten, und als auch das nichts einbrachte, von ihrer sehr hübschen und reichhaltigen Theatergarderobe Masken angefertigt, welche sie zur Karnevalszeit gegen entsprechende Entschädigung verließ. Das blieb aber ebenfalls ein höchst kümmerlicher Erwerb und die finanziellen Verlegenheiten des Ehepaares steigerten sich von Tag zu Tag.

Paul Weidner sah man es auf den ersten Blick an, daß er ängstlich bemüht war, einen gewissen Anschein von Eleganz festzuhalten, doch seine abgetragene Kleidung und die schlechten schwarzen Handschuhe, die er nicht mehr anziehen konnte, aber sorgfältig zusammengelegt, um über ihre Unbrauchbarkeit zu täuschen, in der wohlgepflegten Linken hielt, ließen keinen Zweifel darüber aufkommen, daß seine Verhältnisse die denkbar ungünstigsten waren.

Sich ein möglichst unbefangenes Ansehen gebend, trat er auf den Wucherer zu, reichte ihm die Hand und sagte mit etwas gezwungenem Lachen:

„Guten Abend, alter Freund! Es hätte gar keines so kategorischen Briefes bedurft, um mich in Ihre Nähe zu rufen. Leider muß ich unserer kleinen Angelegenheit wegen noch um ein wenig Geduld bitten. Ich habe auch verschiedene Forderungen einzukassieren, aber — weiß der Teufel! — Die Leute machen jedesmal eine andere Ausrede, wenn ich sie an mein Guthaben mahne und was will man —“

„Hören Sie auf mit dem albernen Geschwätz!“ unterbrach Alföld mürrisch, ohne die dargebotene Hand zu berühren. „Hier ist nirgends ein Dritter versteckt, um bessentwillen es lohnen würde, Komödie zu spielen und was mich anbetrifft, so wissen Sie wohl, daß ich Ihre Aufschnebereien ebenso lächerlich als langweilig finde. Sie sind mein Schuldner und haben kein Geld, mich zu bezahlen, das steht fest, und daß ich Ihre geringen Habseligkeiten pänden lassen möchte, ist ebenso sicher. Ja oder nein!“

„Ja —“, klang es kleinlaut zurück.
 „Dann wären Sie ein vollständig ruinirter Mann und ich hätte noch nicht einmal das Fünftel von dem zurück erhalten, was ich leider einfältig genug war, Ihnen vorzustrecken. Ich hege aber gar nicht die Absicht, Sie zu drängen, sondern bin im Gegentheil gern bereit, Ihnen noch bedeutend längere Frist zu gewähren, vorausgesetzt, daß Sie mir einen kleinen Dienst leisten können.“

„Vor allen Dingen müßte ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen dürfen.“

„Was Sie mir anvertrauen, kann im Grabe nicht sicherer aufgehoben sein! beweiverte Weidner, die Hand auf die Brust legend.“

„Schon gut! Lassen Sie alle überschwänglichen Redensarten bei Seite“, sagte Alföld trocken. „Es liegt einfach in Ihrem Interesse, mir beizustehen. Auch handelt es sich um nichts weiter, als um die Besorgung eines Briefes.“

„Geben Sie her!“
 „Halt! So schnell geht es nicht“, erwiderte der alte Mann, einen schenen Blick nach der Thüre werfend. Man könnte uns vielleicht belauschen. Den Dienstboten ist nicht zu trauen.“

Er fing bereits wieder an, matt und abgesehen zu werden. In sich selbst zusammen gesunken, sah er da, das Bild eines geistig und körperlich vollständig heruntergekommenen Menschen.

Lauernd betrachtete ihn der Andere und sagte mit absichtlicher Betonung: „Sie haben wohl Ursache, die Treue Ihrer Hausgenossen zu bezweifeln?“

„Wehr und mehr gerieth Alföld in weinerliche Stimmung; die ganze Trostlosigkeit seiner Lage schwebte ihm vor. „Ja, ich bin ein elender, unglücklicher Mann — betrogen und verrathen von der Einzigen, an die ich glaubte — und ich hatte es so gut mit ihr im Sinn!“ jammerte er, ohne zu bedenken, daß er ursprünglich entschlossen gewesen war, über die Gründe seiner Handlungsweise zu schweigen, „ja, so gut meinte ich es!“

„Und sie hat Ihr Vertrauen mißbraucht?“ forschte Weidner, ohne zu wissen, von wem die Rede war. Es entging ihm nicht, daß die Gedanken des alten Mannes sich leicht verwirrten, daß er sich lange auf einzelne Worte besinnen mußte, und wieder vergaß was er eben erst gesagt hatte.

„Ja, ja — die nichtswürdige Heuchlerin!“ rief Alföld, die geballten Hände schüttelnd. „Wissen Sie, was Sie that? was ich dort hinter der Thüre stehend mit eigenen Augen gesehen habe? — Ich will es Ihnen sagen, aber leise — ganz leise — damit es Niemand hört. Kommen Sie näher!“ Er legte die Lippen fast an das Ohr seines Schuldners und erzählte im Flüstertone, was er in jener Nacht erlauscht hatte. „Aber nicht einen Pfennig soll sie haben!“ schrie er dann wieder in heftigen Zorn ausbrechend. Nicht einen Pfennig! Ich werde das Testament umstoßen — der Brief ändert alles — alles! Das wird eine herrliche Ueberraschung geben,

wenn plötzlich ganz andere Bestimmungen verlesen werden!“

„Still, still! Jetzt muß ich Sie bitten, die nöthige Vorsicht zu beobachten“, mahnte Weidner, seinen Stuhl dicht neben den des Alten rückend. „Sie machten also ein Testament, das nun nichts mehr gelten soll? Gut, aber ich möchte Sie nur auf Folgendes aufmerksam machen: wenn sie neuerdings leztwillige Bestimmungen aufgesetzt haben, aber ohne Zuziehung einer Gerichtsperson so enbehren dieselben vor Gericht jeder Gültigkeit.“

„Als ob ich ein Kind wäre!“ grollte der Alte. „Ich habe Sie nicht kommen lassen, um Ihren Rath in Rechtsachen zu hören. In dieser Hinsicht weiß ich allein, was zu thun ist und der Inhalt des Briefes geht Sie nichts an. Sie haben ihn nur dort abzuliefern, wohin ich Sie schicken werde und mir eine Empfangsbestätigung darüber zu bringen.“

„Gut, gut!“
 „Sie gehen also zu dem Notar Dr. Förster — er wohnt, Marktplatz Nr. 10 — und übergeben ihm das Schreiben, unterstehen sich aber nicht, ein Wort von dem zu sagen, was Sie sonst hier erfahren haben. Ich will kein vorzeitiges Gerede und habe meine Gründe, die Sache geheim zu halten.“

„Schon recht — aber wenn —“
 „Nun, was? Hier giebt es kein „Aber“ und kein „Wenn“! Sie haben sich um nichts zu kümmern, sondern nur meinen Willen zu thun.“

„Sehr richtig! Sie hätten mich jedoch nicht hierher berufen, wenn es in Ihre Nähe eine Person gäbe, der Sie das bewußte Schreiben anvertrauen und den in Rede stehenden Auftrag geben könnten“, sagte Weidner. „Ein Dienst ist des andern werth. Wenn ich den Brief besorge, was bieten Sie mir dafür?“

„Ich sagte bereits, daß ich Sie wegen Rückzahlung Ihrer Schuld nicht drängen will.“

„Hm! — Würden Sie nicht den kleinen Posten streichen?“

„Nein, nein, nein!“ entgegnete Alföld. Der Andere bestand auf seiner Forderung und es entspann sich nun eine lebhaftige Debatte, die ziemlich viel Zeit in Anspruch nahm.

Endlich entschloß sich der Bucherer, welcher doch nur wenig Aussicht auf Wiedererlangung seines Geldes hatte, nachzugeben. „Sobald Sie mir die Empfangsbestätigung von Dr. Förster bringen, sollen Sie eine Quittung über die betreffende Summe erhalten“, sagte er, schwer seufzend.

„Schön! So geben Sie mir schnell das Schreiben“, rief Weidner.

„Es befindet sich in einem Versteck, welches nicht so leicht zu erreichen ist. Warten Sie hier. Ich komme so bald als möglich zurück“, erwiderte der alte Mann und wandte sich dem Schlafzimmer zu, blieb aber plötzlich mit angstvoller Miene stehen und lauschte.

Leichte Schritte näherten sich. Natalie war, von unerklärlicher Unruhe ergriffen, eine halbe Stunde früher nach Hause ge-

kommen und klopfte jetzt an die Thüre ihres Herrn.

„Es ist zu spät. Morgen um diese Zeit!“ flüsterie Alföld seinem neuen Verbündeten zu und beeilte sich, das Mädchen einzulassen. „Also auf morgen!“ wiederholte er laut. „Ich hoffe, daß Sie dann einen Theil des Geldes mitbringen.“

„Sie können darauf rechnen!“ entgegnete Weidner, konnte sich aber nicht enthalten, einen langen, neugierigen Blick auf Natalie zu heften, der dieser auffiel und sie vermuthen ließ, daß von ihr die Rede gewesen war.

„Ein seltsamer Mensch und wie herausfordernd er mich anstarrte!“ sagte sie.

„Das ist so seine Art“, murmelte der Alte und fuhr mit unnatürlicher Geschwätzigkeit fort: „Die Hauptsache ist ja, daß ich zu meinem Guthaben komme. Er will mir die Hälfte der Summe auszahlen. Ich könnte Ihnen eine Menge von diesem Weidner erzählen, doch das würde kein Interesse für Sie haben. Ja — was ich fragen wollte: wie geht es denn Ihrer Mutter? Immer noch krank? Nun dann besuchen Sie dieselbe nur wieder morgen um fünf Uhr. Ihre Abwesenheit geniert mich nicht, wenn ich geschäftliche Angelegenheiten zu erledigen habe.“

So sprechend trippelte er unruhig umher und that allerlei Dinge, die ganz wohl hätten unterbleiben können. Er blies den Staub von einigen auf dem Schreibtisch liegenden Büchern, schraubte die Lampe bald höher, bald tiefer und unterzog hierauf ein abgerissenes Zeitungsblatt, sehr alten Datums, aus welchem Natalie soeben das eingekaufte Brod gewickelt hatte, einer außerordentlich aufmerksamen Besichtigung.

Erstaunt sah sie seinem aufgeregten Treiben zu. „Hier geht etwas vor, was ich nicht wissen soll, und Weidner steht mir aus irgend einem Grunde feindlich gegenüber!“ Dieser Gedanke durchkreuzte plötzlich ihren Kopf. Schon vorhin war sie von jäh erwachter Bangigkeit nach Hause getrieben worden und machte sich jetzt bittere Vorwürfe, überhaupt so lange weggeblieben zu sein. Alfölds Verlegenheit, sein Wunsch, sie auch am nächsten Tage wieder fortzuschicken, der seltsame Blick des Fremden, Alles überzeugte sie, daß ihr Dazwischentreten eine Besprechung unterbrochen hatte, über deren Zweck man sie zu täuschen suchte. Es wurde also etwas zu ihrem Nachtheil geplant. Welch unverzeihliche Thorheit mußte sie es aber auch nennen, diese Zusammenkunft überhaupt geduldet zu haben! Sie hatte sich zu sehr in Sicherheit gewiegt, war zu eichsinnig und sorglos geworden. Und morgen sollte sie den alten Mann, den sie bisher jedem fremden Einfluß fern gehalten, wieder stundenlang mit Weidner, in welchem sie einen Gegner ahnte allein lassen? Wie konnte das verhindert werden? — Vielleicht war aber ihre Angst jetzt eben so überflüssig, wie vor wenigen Tagen die Sorge um das Testament. — Wenn ihr nur Jemand rathen wollte! — Wenn sie nur nicht in so entsetzlicher

Weise auf sich selbst angewiesen wäre! — Doch Robert? — Ein guter Gedanke! Der Bruder mußte alles erfahren. Er, der kühl Ueberlegende, mit dem scharfen Verstand, fand gewiß das Richtige. Es war noch Zeit, ihm Botschaft zu schicken. Seit er seine Studien wieder aufgenommen hatte, verließ er immer erst zu später Abendstunde das Haus.

Ruhig, als wäre nichts vorgefallen, verrichtete sie ihre häuslichen Obliegenheiten. Alföld war es gewöhnt, die stets emsig beschäftigte oft das Zimmer verlassen zu sehen. Sie konnte ohne Schwierigkeit einige Worte auf einen Zettel schreiben und diesen Bernhard zur Besorgung übergeben: Robert soll mir später noch einmal Nachricht bringen, wie es der Mutter geht," sagte sie zu dem Diener. "Er darf dann freilich erst kommen, wenn der alte Herr schon in seinem Schlafzimmer ist. Sie wissen ja, welche Abneigung dieser gegen ihn hegt und er ist gerade mein Lieblingsbruder, weil er dem verstorbenen Vater so gleicht."

"Schon recht! Herr Robert braucht auch nicht zu klingeln," erwiderte der alte Mann, nach seinem Hute greifend. "Ich will schon aufpassen, daß ich ihn sehe. Wir bekommen ja, wie es scheint, eine sehr helle Mondnacht."

"Und wenn sie ihn gleich in die erste Stube, links an der Treppe treten lassen," beeilte sich Katharina eben so diensteifrig hinzuzufügen, "so bemerkt Alföld nicht das Geringste; dann liegen ja zwei Räume dazwischen. Mein Gott, 's ist so natürlich, daß man wissen will, wie's zu Hause steht."

Froh, alles so gut eingeleitet zu haben, erwartete Natalie mit kaum zu bezähmender Ungebuld das Hereinbrechen der Nacht. Wie allabendlich, saß sie auch diesmal mit einem Buche neben Alföld, las aber auffallend monoton und zerstreut und erhob sich mit einem Seufzer der Erleichterung, als er sie endlich aus seiner Nähe entließ. Anstatt ihr nach dem Hofe zu gelegenes Stübchen aufzusuchen, begab sie sich in eines der Vorderzimmer und trat an das Fenster. Der Mond überfluthete die stille Straße mit Tageshelle, doch Robert war noch nicht zu erblicken, vermuthlich saß er wieder bei seinen Büchern und vergaß darüber die festgesetzte Stunde. Die nahe Thurmuhr schlug halb, dreiviertel und endlich elf. Schon wollte die Harrende müthig ihren Observationsposten wieder verlassen, als der Erwartete erschien. Rasch eilte sie nun die Treppe hinab. An der geöffneten Küchentüre vorüber kommend, bemerkte sie, daß Bernhard auf seinem Stuhle eingeschlafen war. Er wurde auch schon gar zu hinfällig. Sie weckte ihn und bat, er möge sich zur Ruhe begeben, sie würde den Bruder selbst einlassen und wieder sorgfältig hinter ihm abschließen. Der Diener taumelte empor, reichte ihr den Schlüssel und zog sich, noch einige zur Vorsicht mahnende Worte stammelnd, zurück. Wenige Augenblicke später stand Robert im Hausflur.

"Was ist geschehen? Der Alte hat sich doch nicht anders besonnen, wegen des Testamentes?" fragte er.

"Still, still!" flüsterte sie. "Hier nebenan schlafen die alten Leute. Sie dürfen nicht hören, was ich Dir zu sagen hab. Komm mit mir. Ich weiß, wo wir uns ungestört sprechen können. Die Lampe brauchen wir nicht, ihr Schimmer würde vielleicht auffallen, und der Mond scheint hell genug durch das Treppfenster."

(Fortsetzung folgt.)

Anonyme Briefe.

Eine Faschingsgeschichte von Hans Richter. (Nachdruck verboten.)

Baronin Lilly von Werthen schneidet verwundert den eingeschriebenen Brief auf, dessen Adresse eine ihr ganz unbekannt Handchrift zeigt. Nur ein halber Bogen fällt heraus, mit wenigen Zeilen bedeckt. Ein Freund thut Ihnen zu wissen, daß Herr von Bodenbach morgen Abend den Maskenball im Königsaal besuchen wird und zwar als Faust. Ersehen Sie daraus, ob er des Interesses, das Sie unbegreiflicher Weise an ihm nehmen, würdig ist.

Weiter nichts. Die kleine Baronin ruft: "Abscheulich!" und wirft den anonymen Brief zerknittert auf den Teppich, um ihn bereits in der nächsten Minute wieder aufzuheben und nochmal sorgfältig durchzulesen, nein, zu studiren.

Baronin Lilly ist noch jung, sehr hübsch, sehr reich und Wittwe. Herr von Bodenbach ist wenig älter, sehr hübsch, sehr arm und Junggeselle. Warum er, der täglich in ihrem Hause verkehrt, dem die Verliebtheit zu den Augen heraussteht, wie ihr Bruder Karl, der Student behauptet, nicht um sie wirbt? Die Leute zerbrechen sich den Kopf darüber und nicht am wenigsten Baronin Lilly selbst. Mein Gott, sie ist ihm doch so weit als möglich, fast über die der Frau gezogenen Grenzen hinaus, entgegen gekommen! Was macht den weltgewandten Mann ihr gegenüber so steif, so schüchtern, so furchtsam? Das Bewußtsein heimlicher Sünden vielleicht, verborgener Abwege, auf denen er wandelt, wie dieser Brief deutlich verräth? Der Glende — wüthend steckt die Baronin den Brief in die Tasche — sie wird ihm die Larve schmachtender, schüchterner Liebe vom Antlitze reißen.

Karl, der lustige Student, steckt seinen krausen Blondkopf zur Thür hinein.

"Karl, Du mußt mir einen großen Gefallen thun."

"Und liebstes Schwesterchen?"

"Im Königsaal findet morgen ein Maskenball statt, welchem ich gar zu gern bewohnen möchte, Du wirst mich begleiten."

"In den Königsaal? Ich hoffe, Du scherzest. Dahin geht keine Dame."

"Aber die Herren der Gesellschaft verkehren doch dort."

"Man sagt — als solider Mensch weiß ich das natürlich nicht aus eigener Anschauung — aber nur ganz verschwiegen,

um sich ungenial auszutoben und so weiter."

"Karl, lieber Karl, nur eine halbe Stunde. Eine Erhöhung Deines Taschengeldes. —"

"Nicht um alle Schätze Indiens!" beklammert der Student. "Dein Ruf steht mir höher als schöner Damon. Wenn man uns erkannte und bekanntlich schläft der Verräther nie — ich wage es gar nicht auszudenken. . ." heraus ist er und Baronin Lilly stampft zornig mit dem zierlichen Fuß auf den brüsseler Teppich. Sie wird doch nach dem Königsaal gehen, allein, wenn es nicht anders sein kann!

Zur gewohnten Nachmittagsstunde wird draußen in der bekannten Weise die Glocke gezogen. Baronin Lilly lauscht mit verhaltenem Athem an der Thür des Zimmers.

"Die gnädige Frau bedaure sehr, sie sind nicht ganz wohl," meldet das instruierte Mädchen.

"Nicht wohl?" spricht eine angenehm klingende Mannesstimme dagegen in besorgtem Tone, der der Lauscherin alles Blut zu Herzen treibt. "Etwas Ernstliches, Minna, ist der Arzt geholt?"

"Nein, Herr von Bodenbach, nur ein wenig Kopfschmerz, Migräne, sodas gnädige nur keine Besuche annehmen."

"Das gilt doch nicht auch für mich? nur eine Minute —" "Bedaure, Herr von Bodenbach!"

Ein undeutliches Gebrumm, dann schießt sich die Thür und Lilly läuft an das Fenster, um den Heraustrretenden zu beobachten. Mit welch zärtlich besorgter Miene er davon geht, der scheinheilige Verräther! Sie ballt vor Zorn die kleinen Hände zu Fäusten und kann doch ihre strömenden Thränen nicht zurückdrängen.

Der Königsaal ist prächtvoll dekoriert. Zwei Kapellen lassen abwechselnd ihre rauschenden Weisen ertönen. In den Nebenzimmern springen die Champagnerpfropfen, und im Hauptsale walzt und galoppiert die farbenprächtige bunte Menge.

Ein zierliches Gretchen, den langen blonden Zopf über die zart gerundeten Schultern herabhängend, lehnt an einem mit Lannengrün umwundenen Pfeiler und späht unter der schwarzseidenen Gesichtsmaske hervor aufmerksam in das Gewühl. . . Polen und Kreuzritter, tolle Bagen und und beturbante Türken drängen sich an das auffallend schön gebaute und elegante Gretchen heran, werden aber in sehr entschiedener Weise abgefertigt, daß der Eine nicht mit Unrecht zittert:

Sie ist so sitt- und tugendreich

Und etwas schnippisch doch zugleich.

Da ein Mephisto im rothen Wammis, mit Hahnensfedern und Degen; nun taucht auch sein Faust auf. . . enttäuscht wendet Gretchen "Lilly" den Blick wieder ab. Diese kleine ungeschickte Figur ist nicht diejenige Bodenbachs.

"Mein schönes Fräulein, darf ich's wagen?"

Klingt es zum so und sovielten Mal in ihr Ohr, nun aber wendet sie sich wie elektrisiert um. Trotzdem die Stimme

versteht ist, hat sie sie doch erkannt. Ein zweiter Faust — ohne Mephisto — steht neben ihr.

„Bin weder Fräulein, weder schön,“ giebt sie im Sinne ihres Kostüms zur Antwort, obmohl ihr der Zorn fast die Stimme erstickt. . . er ist es.

„Dich weiß, daß Du schön bist,“ sagte er, ihr den Arm reichend.

„Woher, edler Herr?“

„Ich sehe durch die Maske.“

„Ich ebenfalls.“

„Und was siehst Du, schönes Gretchen.“

„Daß Ihr ein arger Schelm, ein Heuchler und Verführer seid, mein gelehrter Herr Doktor.“

„Du bist nicht eben höflich. Weißt Du in Deiner Unschuld noch nicht, daß es treulose Frauen sind, welche uns Männer zu gleichem Verrathe treiben?“ Er reicht ihr den Arm; langsam schreiten sie weiter, während sie erwidert:

„An Entschuldigungs- und Beschönigungsgründen fehlt es Euch natürlich nie.“

„Unsere größte Schuld ist unsere Schwäche den Frauen gegenüber.“

„Hoho, Ihr schwach? falsch seid Ihr. Ich wette, daß Du bereits ein anderes Gretchen daheim hast.“

„Und Du einen Faust.“

„Er ist treulos geworden.“

„Willst Du mich als Ersatz annehmen?“

„Ich kenne Dich noch nicht genug, und fürchte, ein zweites Gretchen zu berauben.“

„Die Treulose!“ knirscht Herr von Bodenbach mit sehr natürlicher Stimme.

Sie traten in ein leeres Seitenkabinet, und nahen nebeneinander Platz. Hinter ihnen schwankt ein kugelrunder Sarazene in das Gemach, der sie jedoch nicht geniert. Offenbar hat er Muhamets Befehle gröblich verlegt, er sinkt auf einen Stuhl, läßt den Kopf hängen und beginnt leise zu schnarchen.

Ich muß ihn zur That bringen, denkt Baronin Lilly und duldet es, daß Faust Bodenbach ihr Händchen ergriff und zärtlich streichelt. Sie erwidert sogar den Druck seiner Hand.

„Reizendes Gretchen, ich liebe Dich,“ flüstert er zärtlich.

„Wieviele anderen hast Du das bereits gesagt, unersättlicher Faust?“ schmolzt sie und rückt noch ein wenig näher an ihn heran.

„Keiner!“

„Auf dein Ehrenwort?“

„Mein Wort darauf!“

„Du spielst mit mir, denn ich weiß, daß Du eine andere, die heut vielleicht nicht hier ist, liebst.“

„Du täuschest Dich.“

Länger kann sich Baronin Lilly nicht halten, sie reißt die Maske von dem bleich gewordenen Gesichtchen und sagt in vernichtendem Tone: „Es war mir sehr angenehm, dies zu erfahren, Herr von Bodenbach.“

Auch Bodenbach bemastert sich. „Ich habe sie sofort erkannt, Baronin, und darum nicht gelogen; stets war mein Gefühl für Sie echt.“

„Und darum gehen Sie auf diesen

diesen Ball?“ schneidet ihm die Zornige das Wort ab.

„Um mich zu vergewissern, ob Sie, Baronin, sich hier befinden. Ich hielt es für unmöglich, für Wahnsinn — Sie, die feine, tugendhafte Dame, die Frau, welche ich wie einen Engel der Reinheit verehrte, hier — und doch! Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen empfehle, ich werde morgen eine größere Reise antreten.“

„Ah, Sie versuchen den Spieß umzudrehen, mein Herr Heuchler. Diesmal gelingt es Ihnen nicht. Nur weil man mir verrathen, daß Sie sich hier befinden werden, kam ich.“ Ihre Stimme ist schon halb vor Thränen erstickt, während Bodenbach donnert! „Nein, mir hat man Ihre heimlichen, einer Dame ganz unwürdigen Vergünstigungen verrathen. Ihr Wegwegen kam ich.“

Sie reicht ihm den anklagenden Brief. „Leugnen Sie auch jetzt noch?“

„Und Sie?“ blitzschnell greift er in sein gepufftes Wamms, holt gleichfalls einen Brief hervor und hält ihn ihr vor die mit zornigen Thränen gefüllten Augen. Die gleiche Handschrift wie der ihrige; Ein Freund thut ihnen zu wissen, daß Frau von Werthen morgen Abend den Maskenball im Königsaal besuchen wird und zwar als Gretchen. Ermessen Sie daraus, ob sie des Interesses, das Sie unbegreiflicher Weise an ihr nehmen, würdig ist.

Mit großen Augen starren sie sich an, erst vorwurfsvoll und wüthend, dann zweifelnd und verblüfft und schließlich brachen sie in ein helles Gelächter aus.

„Sie konnten glauben, daß ich —“

„Und Sie, daß ich — oh!“ und: „Karl, Karl war es!“ rufen sie dann beide wie aus einem Munde.

Der Sarazene springt wie von einer Feder geschneelt empor und reißt ebenfalls die Maske herunter, Karls lustiges Gesicht lacht die Beiden an.

„Jawohl, Karl war es, der nicht mehr mit ansehen konnte, daß zwei Menschen, die sich lieb haben, einander nicht finden, nur weil der Eine arm, der Andere reich ist, und weil dieser Eine thörichterweise fürchtet, als Vermögensjäger betrachtet zu werden. Ist's nicht so, mein schüchtern Herr von Bodenbach? Nun, ein bißchen Eifersucht —“

„Gehört zur Liebe,“ flüstert die Baronin erröthend mit einem innigen Augenaufschlag.

„Und ich sprach doch die Wahrheit, nur Dich liebe ich, Lilly. . . kannst Du mir das häßliche Mißtrauen verzeihen?“ beugt sich Bodenbach zärtlich zu ihr nieder.

„Und Du mir?“

Discret wendet sich Karl ab, er braucht die heißen Küsse, welche die beiden tauschen, nicht zu sehen.“

Lepra.

Von D. med. Alfred Knopf.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Überall, wo sie sich vorfindet, charakterisirt sie sich als eine Krankheit, die im fröhen Verlaufe auf der Haut- und Schleimhaut gelb- und rothbraune Flecke und Verfärbungen veranlaßt, ver-

bunden mit Erkrankungen innerer Organe und fast ausnahmslos durch einen spezifischen Marasmus zum Tode führt. Im Anfange der Krankheit ist es kaum möglich, dieselbe zu erkennen, weil sich wochen-, monate-, ja selbst jahrelang nur allgemeine Symptome, wie Mattigkeit, Appetit- und Schlaflosigkeit, mäßiges Fieber, Diarrhoe, bemerkbar machen, ehe die eigentlichen Leprosymptome sich zeigen. Dann aber erscheinen rothe, unregelmäßig gestaltete Flecken, die allmählich Bronzefarbe annehmen; sie finden sich am ganzen Körper. Nach Monaten, aber auch erst nach Jahren bilden sich an verschiedenen Körperstellen „Knoten“. Der Sitz derselben ist namentlich das Gesicht, und es ist bezeichnend, in wie erschreckender Weise sich dasselbe verändert.

Ueber den Augenbrauen entstehen, diesen parallel und dicht aneinander gereiht, höckerige Wülste, die das Auge gleichsam überdachen. Die Lippen werden verdickt und wulstig aufgeworfen, die Unterlippe wird hängend; die Ohrläppchen hängen gleichfalls als dicke Knollen herab. So bekommt das Gesicht einen häßlichen, blöden Ausdruck. Da nun auch die Nerven durch die Knotenbildung krankhaft ergriffen werden, wird die äußere Hautdecke gefühllos; Druck und Stoß werden nicht empfunden, und so kommt es, daß auf mechanischem Wege die Knollen der Haut zerfallen und zur Entstehung von Geschwüren Veranlassung geben. Diese bewirken Fieber, und unter fortwährender Steigerung desselben beginnt die Erkrankung der inneren Organe, die schließlich den tödtlichen Ausgang herbeiführt.

Was die Entstehungsurache der Leprosi anbelangt, so hat man früher vor Bekanntwerden der bahnbrechenden Bazillenlehre, mannigfaches angenommen. Zunächst mußte man nur, daß die Krankheit nur endemisch sei, d. h. daß ihr Vorkommen an bestimmte Gegenden geknüpft ist. Daraus resultierte die Annahme, daß entweder die physikalische Beschaffenheit des Bodens oder ein aus diesem entstehendes Agens die Ursache der Leprosi sei. Mit dieser Ansicht vertrug sich aber nur schwer die Erfahrung, daß die Leprosi-Erkrankung in klimatischer Beziehung in so verschiedenartigen Gegenden vorkommen: in dem von eisigen und langen Nächten heimgesuchten Norden und unter dem ewig blauen Himmel und dem sengenden Sonnenstrahle der Tropen, auf den Höhen des Gebirges und am Strande des Meeres. Nicht mehr für sich hatte die Meinung, daß schlechte Kost, ausschließliche Nahrung von Fischen oder gesalzenem Fleisch die Ursache sei. Schließlich fand auch die Ansicht Anklang, daß sich die Krankheit hereditär entwickle, weil es sich herausstellte, daß die Leprosi in denselben Familien in mehreren Generationen fort und fort auftauchte, und selbst, wenn die Nachkommen in frühester Jugend in Leprosifreie Gegenden ausgewandert waren, dort in ihrem 20. bis 30. Lebensjahre von Leprosi befallen wurden. Mit dieser Annahme verträgt sich aber nicht die Thatsache, daß viele Personen, deren Vorfahren

niemals in Lepra-Gegeuden gewesen, dahin ausgewandert waren und nach mehrjährigem Aufenthalt von der Krankheit befallen wurden.

In neuester Zeit endlich ist jede Meinungsverschiedenheit unter den Aerzten beseitigt durch die Entdeckung eines bestimmten, nur im Lepra-Gewebe vorkommenden Bazillus. Damit ist auch der Beweis erbracht, daß es sich um eine reine Infektionskrankheit handelt. Leider ist der Weg, wie die Infektion vor sich geht, noch nicht zweifelloß festgestellt, ein Umstand, der im Interesse der Kranken zu bedauern ist. Handelt es sich doch um die Frage, ob die so hart Betroffenen auch heute noch wie im Mittelalter, im Interesse des Schutzes der Mitmenschen, von der Familie und der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und isoliert werden sollen.

Ein Blick nach oben.

Von Oskar Kresse.

(Nachdruck verboten.)

Die herrlichen klaren Winternächte laden den Menschen ein, Auge und Sinn abzuwenden von dem gewöhnlichen Erdengetriebe und emporzulenken zum Himmelsdom, durch dessen funkelndes Sternengefüge uns die Wunder der Schöpfung in ihrer ganzen Größe und Erhabenheit vor Augen geführt werden. Zwar ist die Welt, welche unsere Sonne beherrscht, im Vergleich zu den zahllosen Sonnen mit ihren Welten, welche wir in den für uns feststehenden Sternen (Fixsternen) schon mit bloßem Auge jeden Abend erblicken, wie ein Gerstenkorn, wie ein Nichts! Aber schon dieses verhältnismäßig so kleine Gebiet unserer Sonne hat eine so gewaltige Ausdehnung, daß die in ihm schwebende Erde nicht viel mehr bedeutet, als eine kleine Insel im unendlichen Ozean. Der Durchmesser unserer Erde beträgt an ihrer umfangreichsten Stelle, dem Aequator 1721 Meilen, der Durchmesser desjenigen Theiles des Weltraumes, in welchem die Sonne allein herrscht und durch ihre Größe und ihr Gewicht alles zwingt, sie zu umkreisen, beträgt 2000 Millionen Meilen. Das Verhältniß von 1721 zu 2000 000 000 giebt uns einen Begriff von der Winzigkeit unserer Erde! In dem Sonnengebiet schweben außer derselben noch 7 größere Planeten, gegen 200 kleinere, 23 Monde und viele tausende von Kometen. Nimmt man die Masse aller dieser Trabanten der Sonne zusammen und macht daraus einen einzigen Stern, so ist derselbe noch immer 700 mal kleiner als die Sonne selbst. Von den größeren Planeten übertreffen die meisten den Umfang der Erde ganz bedeutend. So ist der Jupiter ein Stern von solcher Ausdehnung, daß man 1500 Erden daraus machen kann.

Der interessanteste aller Planeten ist aber unstreitig der Saturn, dessen Umfang 850 mal so groß ist, als der unserer Erde. Ihn wollen wir in nachfolgenden Zeilen unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dieser herrliche und in seiner Eigenart ohne Beispiel dastehende Stern bildet mit seinen Ringen und seinen 8 Monden ein System, eine vollkommene Welt für sich. Dem freien Auge erscheint er als ein im weißen ruhigen Lichte stehender Stern erster Größe, der, einmal erkannt, stets schnell wieder aufzufinden ist, weil er Jahre hindurch in demselben Sternbilde verweilt. Gegenwärtig steht er in der Waage und geht gegen Mitternacht auf. Einen wundervollen Anblick bietet dieser Stern, wenn man ihn durch ein größeres Fernrohr betrachtet. Es ist eine hellstrahlende Kugel, die in einem glänzenden Ringe kreist, der die Gestalt einer Ellipse hat, und um den sich acht funkelnde Punkte, die Monde, bewegen. Auf den Ringen sowohl als auch auf der Kugel selbst bemerken wir zahlreiche dunkle Streifen von großer Regelmäßigkeit. Von was dieselben herrühren, läßt sich mit unseren jetzigen Instrumenten nicht erkennen, es ist aber sicher, daß der Saturn einen sehr dichten, vermutlich mit Wasserdämpfen stark gebrängten Luftkreis hat. Dies erkennt man daraus, daß dahinter stehende Sterne früher undeutlich werden und verschwinden, als sie von der Saturnscheibe selbst bedeckt werden. Aus einzelnen, immer wiederkehrenden glänzenden Punkten auf der Scheibe selbst, die vielleicht durch hohe schneebedeckte Berge hervorgerufen sind, hat man die Umdrehungszeit dieses Planeten um seine eigene Achse berechnet. Innerhalb 10 Stunden, 14 Minuten und 23 Sekunden dreht er sich um sich selbst. In diesem kurzen Zeitraum ist also Tag und Nacht auf dem Saturn vollendet. Die Jahreszeiten wechseln fast genau wie bei uns auf der Erde; nur kann man von solchen und ebenso von Tag und Nacht auf dem Saturn kaum noch reden, denn die Sonne ist, von dort aus gesehen, 90 mal kleiner als sie uns erscheint. Der Tag würde also auf dem Planeten nicht heller sein, als bei uns die Dämmerung die Temperatur müßte weit unter dem Gefrierpunkt stehen, wäre der Saturn in Bezug auf Licht und Wärme allein auf die Sonne angewiesen. Es sprechen jedoch mancherlei Gründe dafür, daß dieser Stern noch selbst Licht erzeugt und ausstrahlt, sowie daß er eine erhebliche Eigenwärme besitzt. Er ist also wahrscheinlich sehr wenig auf die Sonne angewiesen, und es werden ohne Frage auf ihm Lebewesen existieren, die sich seiner Natur angepaßt haben. Ob dieselben so hoch entwickelt sind, wie wir Menschen, läßt sich nicht beurtheilen, jedenfalls aber ist anzunehmen, daß sie weder geistig noch körperlich wesentlich höher als wir organisiert sein können, weil sie sonst wohl ein Mittel ausfindig gemacht haben würden, uns von ihrer Existenz Kunde zu geben. Möglich ist es auch, daß wir mit unsern Instrumenten noch nicht genug vorgeschritten sind, um die Rundgebungen der Bewohner anderer Sterne zu verstehen. Sehr zu denken geben jedenfalls die vielgenannten Kanäle des Mars, eines Planeten, der sich unserer Erde bis auf 9 Millionen Meilen nähern

kann. J. J. steht er im Sternbild des Widder und ist den ganzen Abend bis zu den frühen Morgenstunden als Stern erster Größe zu beobachten. Seine Sichtbarkeitsdauer nimmt indeß stetig ab. Auf dem Mars herrschen ganz ähnliche Zustände wie bei uns. Es giebt Meer und Land, Schnee und Eis, Sommer und Winter; alles dies erkennt man in großen Fernrohren an der verschiedenen Färbung des Lichtes in den verschiedenen Gegenden der Marscheibe. Nun hat aber zuerst der berühmte italienische Astronom Schiaparelli etwas daselbst bemerkt, für das uns eine annehmbare Erklärung fehlt. Es sind das schnurgerade, wie mit dem Lineal gezogene schwarze Streifen, die einen großen Theil des festen Landes durchqueren. Weitunter scheinen sich diese angeblichen Kanäle zu verdoppeln, zuweilen verschwinden sie ganz. Als Naturgebilde kann man diese Streifen nicht ansehen, weil sie dann nicht so schnurgerade verlaufen würden, ebenso nicht als Kanäle von Menschenhand, denn dazu sind sie viel zu zahlreich. Nun liegt der Gedanke nahe, daß dies überhaupt keine Kanäle, sondern nur leichte, zur Zeichnung für benachbarte Sterne bestimmte Bauwerke sind, die die dortigen Bewohner errichtet haben. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit an die vor einiger Zeit verstorbene Französin, die ihr großes Vermögen mit der testamentarischen Bestimmung hinterließ, daß mit Hilfe desselben über ganz Frankreich in gleichmäßigen Abständen große gleichseitige Dreiecke errichtet werden sollten, die geeignet wären, von Bewohnern der Nachbarwelten erkannt und entsprechend beantwortet zu werden. Die Erben suchten dieses Testament an, und das Gericht erklärte die Erblasserin für unzurechnungsfähig bei der Abfassung des Testaments. Aber die Sache scheint gar nicht so dumm. Die Astronomen des Mars würden offenbar, wenn wir auf unserer Erde genau diese Kanäle nachahmten, sogleich bestimmt wissen, daß hier ähnliche Wesen, wie bei ihnen, leben. Sie würden die Zeichen verändern und mit der Zeit könnte sich auf diesem Wege ein Austausch an Mittheilungen herbeiführen lassen, die außerordentlich interessante Aufschlüsse über das versprochen, was außerhalb unserer kleinen Erde lebt und webt. Vielleicht unterhalten sich die Marsbewohner schon mit denen anderer Sterne auf diese Weise, z. B. mit denen des Saturn, auf dem man auch, wie schon erwähnt, seltsame schwarze Streifen erkennt, obwohl wegen der viel größeren Entfernung von uns, viel undeutlicher. Der Mars ist aber dem Saturn weit näher als wir! Wie wunderbar schön muß sich von jenem aus dieser Stern mit seinem Ringe präsentieren.

Ueber die Natur dieses seltsamen Gebildes sind wir übrigens noch sehr wenig unterrichtet. Man nimmt als neueste Erklärung aus verschiedenen Gründen an, daß derselbe nicht fest ist, sondern aus einer kreisenden sandartigen Masse besteht. Diese Erklärung scheint uns aber sehr unglauwürdig.

Quer durchs „Teufelsmoor.“

Von Hendrik Wellersee.
(Nachdruck verboten.)

Die Reisenden, welche von Hamburg aus nach Bremen fahren und somit die ersten Anfänge der Elb- und Weser-Mündung in Augenschein nehmen können, sind gewöhnlich übler Laune. Sie finden des Raisonierens kein Ende, das sich in erster Linie gegen die „öde Gegend“ und dann gegen die schlechte Bahnverbindung richtet. Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß die Gegend, welche vom Fenster der Wagenabtheilung aus dem Auge sich bietet, thatsächlich „öde“ ist: Heide, Moor — Moor, Heide. Das wird mit der Zeit wirklich langweilig und der geärgerte Reiseonkel findet erst dann seine Laune wieder, wenn er im Bremer Rathskeller nach der Weinkarte greift. Und dabei hat der für interessante Naturschönheiten leider blinde Geschäftsmann einen Theil des Reiches durchfahren, wie er ihm in seiner Eigenartigkeit wohl nie mehr vor Augen treten wird. Bei den unbedeutenden Haltestellen Lottstedt, Scheeffel, Ottersberg lagert das Moor, das sich nach Norden zu bis Bremervörde zum „Teufelsmoor“ gestaltet hat.

Das Teufelsmoor ist der größte Moorbezirk der Landdrostei Stade, der erst eine Grenze findet an dem Bahndamm der Hamburg-Bremer Bahnstrecke. Als die Grenze des etwa 5 Quadratmeilen großen Moorbezirks können die Ortschaften Bremervörde, Fischerhude und Osterholz bezeichnet werden. Das „Düwelsmoor“ liegt in einer weiten, von flachen Hügeln besetzten Niederung der Geest. Die Hügel waren vor Jahrhunderten Dünen, sie ragen als niedere Erhebungen aus der Moorebene hervor und werden als Berge bezeichnet. Unter den Blinden ist ja auch der Einäugige König.

Den weiten Raum, welchen jetzt das Moor einnimmt, haben vor Jahrhunderten die Fluthen der See gefüllt. Eine Dünenkette legte sich, einem Ringel gleich, vor und schloß endlich den Meerbusen von der offenen Fluth ab, sodaß eine Verbindung zwischen dem so gebildeten See und dem offenen Meere nicht mehr möglich war. In dem seichten See sprossen bald Algen und Moose üppig empor, dann folgten auch höhere Pflanzen. Im Laufe der Jahrzehnte gedieh der Pflanzenwuchs, durch die klimatischen Verhältnisse begünstigt, derart, daß sich der See allmählich in ein Moor verwandelte, aus welchem nur noch die durch Sandanhäufungen hervorgerufenen Bodenerhebungen als Berge hervorragen. Fast in der Mitte des Moores liegt der 1 km lange Weyerberg, etwa 50 Meter hoch, der von dem ganzen Moore aus sichtbar ist und die Warte des Landes bildet.

Das Moor gewährt einen trübseligen Anblick. So weit das Auge reicht, erblickt es das dunkelgefärbte, mit trüben Wasserthümpeln bedeckte Land, auf welchem kein Baum, kein Strauch, höchstens eine insektenähnliche Gruppe von Wachholder- und Heidegebüsch und, in weiten Abständen, die mit Schilfgras bedeckten Hütten der Torf-

gräber eine Abwechslung gewähren. Die Natur scheint wie ausgestorben, der Ruf eines aufstieghenden Kiebitzes oder das Krächzen eines Moorhuhnes sind die einzigen Zeichen, welche die Anwesenheit von lebenden Wesen kund thut. An den Stellen, an welchen der Dünenrand bis an die Oberfläche des Moores stößt, hat sich ein Zug von Heidebiedicht gebildet, das in dem, von einer dünnen Torfrinde überzogenen Sande Wurzel schlägt. Diese Hügelreihen bilden die gangbaren Wege über die Moorfläche, — wer sie nicht ganz genau kennt, soll ohne kundigen Führer den Weg über das Moor nicht antreten, er kann bei der geringsten Abirrung rettungslos im Schlamm verstricken . . .

Die Tiefe des Moores richtet sich ganz danach, wie weit der ursprüngliche Dünenrand von der Oberfläche entfernt ist. An den tiefen Stellen lassen sich drei Moorschichten unterscheiden. Die erste derselben, der „weiße“ Torf, sieht hellbraun aus, brennt leicht, entwickelt aber wenig Hitze.

Er besteht fast ausschließlich aus verwesten und in der Verwesung begriffenen Torfmoosen. Darunter liegt der „schwarze“ Torf, der eine bedeutend dunklere Färbung hat wie die erste Lage, schon schwerer brennt, aber bedeutend mehr Hitze entwickelt. Verkohlte Pflanzenreste bilden seine hauptsächlichsten Bestandtheile. Ein allmählicher Uebergang führt zu dem „blauen“ Torf, der besten Qualität, die, an der Sonne getrocknet, eine bedeutende Heizkraft entwickelt. Die Torfgewinnung wird jetzt rationell betrieben und ergiebt leidliche Ausbeute. Mit der Kolonisation des Moores ist erst in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts begonnen worden, bis dahin wurde das herrenlose Gut von den Bewohnern der Geestränder zu Viehweiden und zur Torfgewinnung benutzt. Als die Kolonisation ins Leben gerufen wurde, erhielten die Kolonisten außer genügendem Moorland auch noch Ackerland; als Ansiedelungen dienten die „Berge.“ Im Jahre 1750 wurde eine größere Zahl von Kolonisten gewonnen und seit dieser Zeit datiert sich ein zielbewusstes Vorgehen. Der Führer der Kolonisten war ein „im Moor“ Großgewordener, der frühere Tischler Jürgen Christoph Findorf, der später den Titel „königlicher Moor-Kommissar“ erhielt. Während seiner Dienstzeit entstanden 40 Kolonien; unter seiner Leitung wurde die Kirche zu Worpsswebe (am Weyerberg) erbaut. Am Südbahange des Weyerberges ist Findorf, dem „thätigen Förderer der Moor-Kolonien“, ein Denkmal errichtet worden.

Am Werke Findorfs ist seit seinem Tode (1792) unausgesetzt weiter gearbeitet worden. Es ist ohne Zweifel auch bedeutend gefördert worden, obgleich man den Stimmen, welche behaupten, daß die Kolonisation regierungsseitig mit mehr Eifer betrieben werden müßte, nicht so ganz unrecht geben kann. Die bisher erzielten Erfolge spornen zur Nachahmung wohl an. Früher konnte das Moor nur durch Brennen zum Ackerbau vorbereitet werden, allmählich sind Kanäle und

Wasserstraßen angelegt worden, welche als Sammelbecken dienen und zur Austrocknung immerhin beitragen. In den abgetorften Gründen sind üppige Wiesen entstanden, die Zahl der Kolonisten ist bedeutend gewachsen und sie schlagen sich schlecht und recht durchs Leben.

Ein Moorprodukt der seltsamsten Art ist ein im Teufelsmoor gelegener Landstrich. Vom Plateau der Lüneburger Heide aus zwischen Weser und Hammbreitet sich das St. Jürgener Land aus, ein in Kultur befindliches Moorland, dessen fester Grund und Boden auf mächtigen Torflagerungen ruhen. Das ist das „schwimmende Land bei Waathusen.“ Das Moor, durch die schlammige Masse der Wasserfäden schon zu großen Stücken zusammengeflochten, bietet dem Torfmoos einen nahrhaften Anjatzgrund. Bald haben sich dicke Pflanzenpolster gebildet, welche andern, mehr holzigen Pflanzen einen willkommenen Ansiedelungsplatz bieten. Diese Polster schwimmen umher in dem Braakwasser, sie werden umfangreicher und breiten sich aus in die Tiefe; bald wuchern Schilfgräser ein, welche die schwimmenden Polster immer enger verketten und zu runden Wiesen umgestalten. Diese Wiesen sehen schön aus, — wer sie aber betritt, ist ein Kind des Todes, er versinkt sammt der Wiese in dem unergründlichen Moor. Das Moor bei Waathusen hat eine Tiefe von 25 bis 30 Fuß. Sand und Moorerde bilden die ersten Ablagerungen, an welche sich die noch in der Verkohlung begriffenen fäuligen Torfe fügen. Während der Regentage des Herbstes saugt sich die Moorbodenlage voll von Wasser gleich einem Schwamm. Tritt nun Frost ein, so erstarrt das Wasser zu Eis. Die obere Moordecke ist sehr lose mit der braunen Unterschicht verbunden, es bedarf nur des Einflusses des Wassers und der Kälte, um sie voneinander zu reißen. Die Moorschichten treiben hoch, haben nach unten keinen Halt mehr und leisten sich ein vagabondierendes Dasein. Die Gebäude der Bewohner sind errichtet auf „Wurten“, die allmählich aufgeworfen und erhöht worden sind. Diese Wurten stehen fest, denn der angeschüttete Sand und Ballast hat den Torfboden derart niedergedrückt, daß er den Dünenrandboden erreicht hat und auf demselben fest sitzt. Ist einmal diese Bodenschwere erreicht, dann hört freilich das Schwimmen auf. Ähnlich ist es auch mit den Landstraßen, die infolge der fortwährenden Aufschüttung von Sand fest liegen, während die Felder zu beiden Seiten sich heben.

Die Erscheinung des „schwimmenden Landes“ war schon in vorchristlichen Zeiten bekannt. Der römische Schriftsteller Plinius der Ältere, ein „Weltreisender“ seiner Zeit, gelangte mit einer Flotte bis an die Mündung der Elbe und lernte „das Land der Chauken“ aus eigener Anschauung kennen. Er schreibt von Ebbe und Fluth, von den auf Wurten belegenen Wohnungen der Chauken, von den Seefischen als ihrer Nahrung, dem Backtorf als einzigem Brennmaterial, dem Reeth, aus welchem Stricke

gestochten werden, den Wasserzisternen zc. und erzählt auch von schwimmendem Erdreich: „Bis an die Ufer stehen Eichen vom üppigsten Wachsthum, und durch die Wellen untergraben oder vom Winde getrieben, führen sie große Inseln durch die Verflechtung ihrer Wurzeln mit sich fort und also feststehend schiffen sie vermöge des Geräths ihrer mächtigsten Aeste, so daß oft unsre Flotten geschreckt wurden, wenn jene Inseln, wie mit Fleiß, durch die Wellen auf die Schiffsvordertheile der bei Nacht vor Anker Liegenden getrieben wurden, und letztere, rathlos, was zu thun sei, ein Seetreffen gegen Bäume begannen.“ (Schluß folgt.)

Gemeinnütziges.

Arsenikhaltige japanische Farbedrucke. In den gegenwärtig zu sehr billigen Preisen im Handel erhältlichen japanischen bedruckten Papierstücken, wie Fächer, Schirme, Pappwaren zc. hat man eine giftige Arsenikverbindung gefunden. Die Farben lassen sich teilweise leicht abreiben: es ist daher entschieden Vorsicht am Plage.

Mittel gegen Frostbeulen in den Händen. Man füllt eine kleine Schüssel voll Schnee, macht ca. 1/8 Pfund Rindschmalz brennend heiß und schüttet dies über den Schnee. Mit großen Eiszapfen, die man, um sie halten zu können, mit einem Tuche umwickelt, wird die Masse so lange gerührt, bis sich das Schneewasser ganz abgefondert hat. Die sich bildende Salbe wird in ein Töpfchen gefüllt, und werden mit derselben täglich die Froststellen eingerieben.

Elfenbein reinigen. Matt gewordenes Elfenbein reinigt man mit einem Brei aus Schlemmkreide und Seifenwasser, welcher mit einem Lappen, bei Schmirgereien mit einem Pinsel aufgetragen wird, kleine und feingearbeitete Gegenstände bringt man in Schwefeldampf und trocknet sie sorgfältig ab. Man reibt auch den Gegenstand mit einem in Spiritus getauchten Wattebäuschchen ab. Bei starker Verschmutzung nehme man eine weiche, verbrauchte Zahnbürste und mische eventuell etwas Salmiakgeist dem Spiritus zu, danach wäscht man den Gegenstand mit reinem Wasser ab und trocknet ihn, die frühere weiße Farbe erhält er alsdann wieder.

Schwarze sympathetische Tinte. Die sympathetische Tinte wird nur dann leserlich, wenn man das Papier am Feuer wärmt. Man gießt eine gleiche Menge Wasser und Salpetersäure über etwas reines Quecksilber und läßt diese verdünnte Säure ein Paar Tage lang über dem Quecksilber stehen, bis nichts mehr von letzterem sich auflöst. Mit dieser Auflösung

schreibt man dann wie mit gewöhnlicher Tinte und die Schrift wird auf erwärmtem Papier schön schwarz erscheinen.

Honiglimonade zu bereiten. 15 Liter Wasser und 1/5 Liter Honig we den aufgekocht und lauwarm mit einigen Gramm Hefe und einer Messerspitze Weinsäure vermischt; nach 24 Stunden entfernt man den Schaum, gießt die Flüssigkeit in Flaschen, verkorkt dieselben und stellt sie in den Keller. Am zehnten Tage ist die Limonade trinkbar.

Humoristisches.

Das Schreckenskind. Nichte: „Ich bitte Tante, nimm mich mit, ich möchte Deine Wirthschaft sehen!“ — Tante: „Wieso kommst Du denn auf meine Wirthschaft?“ — Nichte: „Weil die Mama immer sagt, bei der Tante muß eine recht nette Wirthschaft sein.“

Jägerlatein. Förster: „... Neulich versagte mir das Gewehr; ich schauie in den Lauf hinein, sah in diesem Augenblick den Schuß kommen, rasch legte ich an und traf zwei Hasen!“

Auf der Studentenkeiße. Student: „Aber einen Trunk habt Ihr heute wieder, Wirth, der ist gar nicht mit Geld zu bezahlen!“ — Wirth: „Also noch immer nicht angekommen, der Geldbrief vom Alten?“

Eislauf-Gespräch. Dame: „Warum so ernst, Herr Leutnant?“ — Leutnant: „Ach, Fräulein, ich glaube immer, Sie wollen mich nur auf's Eis führen.“

Auf Umwegen. Richter: „Was treiben Sie?“ — Angeklagter: „Ich handle mit Goldfischen!“ — Richter: „Also Fischhändler?“ — Angeklagter: „Nein, Heirathsvermittler.“

Vorsicht beim Schenken. Das unpassenste Geschenk, das eine Dame ihrem Gatten oder Verehrer machen kann, sind Strümpfe. Der Mann muß ein solches Geschenk mit Füßen treten. Kauft sie ihm dagegen Stravatten, so kann sie sicher sein, daß er sie um den Hals nehmen wird, und kauft sie ihm Handschuhe, dann wird er sie ohne Zweifel auf den Händen tragen.

Kinder mund. Der Vater fragt den dreijährigen Karl: „Wen hast du mehr lieb, den Papa oder die Mama?“ — „Den Papa,“ antwortet der Kleine entschlossen. — „Warum das?“ wendet ein wenig gekränkt die Mutter ein. — Darauf der Kleine: „Ja, wir Männer müssen zusammenhalten!“

Scheidig! Der Herr Leutnant macht Besuch bei einem befreundeten Arzt und trifft dessen Tochter im Zimmer. „Was machen Sie denn da inädiges Fräulein?“ — „Ich elektrifizire mich.“ — „Ach! — dann bin ich überflüssig!“

Eben darum! Mann: „Jetzt willst Du in diesem Jahre schon das dritte Kleid, wenn das so fort geht, muß ich bankrott werden.“ —

Frau: „Eben darum will ich mir inzwischen einen Borrath anschaffen.“

Auf dem Kasernenhof. General (an die Mannschaft Fragen stellend): „Nun, sag' Du mir, mein Sohn: Was denkst Du Dir wohl, wann Du einmal im Felde so Deine Fahne flattern siehst?“ — Rekrut: „Daß der Wind geht, Herr General!“

Ich sehe frohe Menschen gern.

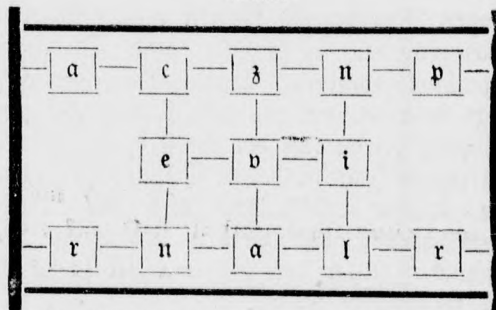
Ich sehe frohe Menschen gern, Und weile oft in ihrem Kreise, Hält sich der Freude Ausdruck fern Von jeder rauhen rohen Weise. Wo rein der Mund und lüch das Herz, Ist harmlos Reigen, Sang und Scherz.

Ich sehe frohe Menschen gern, Hör' Klagen ungern sie und weinen, Auch dir wird einst ein heller Stern Nach Finsterniß und Nacht noch scheinen, Auf Regen folgt ja Sonnenschein, So war es, und so wird es sein!

Ich sehe frohe Menschen gern, Denn Gott der Herr schuf uns zur Freude. Sei das des Glaubens tiefster Kern: Man suche Gott nicht nur im Leide, Auch dann sollst du des Herren sein, Stimmt du in Freudenlänge ein!

Ich sehe frohe Menschen gern, Wenn ihre Freude ist geheiligt. Die Sinne eisern zügeln lern', An welchem Fißt du auch theilhaftig! Gott wohnt im hellsten Licht, und rein Muß darum fromme Freude sein.

Räthsel.



Die Buchstaben ergeben richtig verbunden den Namen eines Fürsten, der besonders in diesem Monat viel gerühmt und gefeiert wird.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer: 1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 b a r b i e r n a g e l

Die Landverderberin.

Auskunfts-

Bureau von Gustav Paul, Berlin N., Dranienburgerstraße 66 erteilt über Geschäfts- Familien- u. Privatverhältnisse aus jedem Ort gewissenhafte Auskunft in diskretester Weise. Forderungen werden kostenlos eingezogen. Bei Anfragen Retourmarke beifügen.

Advertisement for 'Süddeutsche Thier-Börse'. Includes text: 'Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich', 'Inserate 15 Pfennig die Zeile.', 'Verbreitetste Organ für Geflügel.', 'Fachzeitung Süd-Deutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.', 'Centralblatt für 46 Vereine und Verbände.', 'Erscheinungsort: Heilbronn a. N.' and a small illustration of a farm scene.

Eine Uhr umsonst!

Ich bin beauftragt von einem Wiener Hause nachstehende 15 Stück werthvolle Gegenstände zu einem Spottpreise (um schnell Geld zu machen) zu verkaufen. Ich gebe, so lange der Borrath reicht, zum Preise von nur 23820

4 Mk. 50 Pfg.

- 6 Stück feine Taschentücher, 1 Zigarrenspitze aus echt Meer-schaum und Bernstein, 1 Geldbörse aus feinstem Leder, 1 eleg. Crayon mit mech. Vorrichtung, 2 Manchettenknöpfe, Double-gold, 1 feine Cravatten-Nadel, 1 feiner Cravatten-Halter, 1 feine Bein-Zahnbürste, 1 f. Taschentoilette mit Kamm.

Außerdem erhält jeder Besteller eine schöne und gutgehende vergoldete Uhr mit 5-jähriger Garantie ganz umsonst. Zu beziehen gegen Nachnahme oder Rassa, so lange der Borrath noch reicht.

Die Uhren-Niederlage J. Kessler, Wien II, Rembrandtstr. 4 A.

Nicht-Konvenirendes kann retournirt werden.